

Widerstand und Wahrheit

HANS CHRISTOPH BUCH erinnert sich an Peter Weiss

Die Berliner Akademie der Künste tat gut daran, am Wochenende an Peter Weiss zu erinnern, denn der am 8. November 1916 in Nowawes bei Berlin geborene Autor, generationsmäßig näher an Böll als an Grass, hat Meisterwerke geschrieben: Das Auschwitz-Drama „Die Ermittlung“, „Marat/Sade“ sowie „Die Ästhetik des Widerstands“. Seine frühe Prosa („Der Schatten des Körpers des Kutschers“, „Abschied von den Eltern“) war stilbildend für meine Generation. Dass Weiss als Maler debütierte und bei Hermann Hesse in die Lehre ging, ist heute fast vergessen, ebenso wie seine Experimentalfilme, an die Gunilla Palmstierna, die Witwe des Dichters, im Gespräch mit Florian Wüst erinnerte. Es war erhellend und bewegend, die Bühnenbildnerin und Mitarbeiterin über Weiss' Frühwerk sprechen zu hören: hunderte Zeichnungen und Gemälde, die aus einem Depot in Stockholm gestohlen wurden und seither nicht wieder aufgetaucht sind.

Peter Weiss war ein lebenslanger Emigrant, ein Getriebener und Vertriebener, der mit den jüdischen Eltern aus Nazi-Deutschland nach Schweden floh und hier seine Bücher schrieb, aber nirgends Wurzeln schlug außer in Kunst und Literatur. Davon erzählt sein Opus magnum, die „Ästhetik des Widerstands“. Kein Roman, sondern ein Epos, dessen Helden nicht wirkliche Menschen sind, sondern Kunstwerke wie der Pergamonaltar oder Picasos „Guernica“. Der Titel ist Programm, und wie „Das Kapital“ von Marx wurde das dicke Buch, schwer zu lesende Buch in Gruppen und Zirkeln studiert.

Alles schön und gut. Doch es ist unredlich, im Zuge einer wohlmeinenden Würdigung Peter Weiss als Kronzeugen für heutiges Flüchtlingseleid zu bemühen. Stichwort Cap Anamur: Damals, Ende der siebziger Jahre, diffamierte Peter Weiss aus Vietnam fliehende Boat People als Veräter, die mit Schätzen beladen das Land verlassen hätten, ohne zu bedenken, dass die NS-Propaganda genau das den Juden nachsagte. Und es ist widersinnig, die „Ästhetik des Widerstands“ dafür zu loben, dass ihr Autor die Wahrheit über Stalins Straflager und den Spanischen Bürgerkrieg schreibt. Die war seit Langem bekannt und wurde von Zeitgenossen wie George Orwell und Arthur Koestler, Warlam Schalamow und Alexander Solschenizyn glaubwürdiger bezugt als von Weiss. Die DDR-Führung enthielt ihren Bürgern diese Wahrheit vor, wie übrigens auch die „Ästhetik des Widerstands“, die nur in winziger Auflage von tausend Stück gedruckt wurde.

Und es ist kein Ruhmesblatt für Peter Weiss, dass er vor der SED einknickte und sein Trotzki-Stück widerrief, obwohl er nicht auf die Parteilinie verpflichtet war. Mit postumer Heiligensprechung ist niemandem gedient: Peter Weiss war kein linientreuer Dogmatiker, aber auch kein Dissident – und für den von Volker Braun artikulierten Phantomschmerz über den Untergang der DDR lässt er sich nicht vereinnahmen, weil er vor dem Mauerfall starb.

— Von Hans Christoph Buch, 72, erschien zuletzt der Roman „Baron Samstag“ und der Essay „Boat People: Literatur als Geisterschiff“ (Frankfurter Verlagsanstalt).



Schwierige Gäste. Die blutjunge Penelope (Dakota Johnson) und ihr lebenslustiger Vater Harry (Ralph Fiennes) in „A Bigger Splash“. Luca Guadagninos Film kommt am Donnerstag ins Kino.

Das erotische Quartett

Wenn Stars baden gehen: Das Beziehungsdrama „A Bigger Splash“ will kein Remake sein. Aber die Ähnlichkeiten zum französischen Kultfilm „La piscine“ von 1968 sind mehr als zufällig

VON JAN SCHULZ-OJALA

Bei geschlossenen Gesellschaften, sagt Jean-Claude Carrière, und er muss es wissen, er ist schließlich Drehbuchautor und was für einer, gibt es immer das Risiko, dass furchtbar viel geredet wird. Auch in „La piscine“ damals sei so eine geschlossene Gesellschaft versammelt gewesen, wenn auch überwiegend unter freiem Himmel, da gebe es nur die paar Schauspieler und nicht so furchtbar viel für sie zu tun, und schon ist man verlegenheitshalber bei den Dauerbabbelschnuten und dem ewigen Schuss-Gegenschuss. Also ging es beim Erfinden um die umgekehrte Strategie: her mit einem sparsamen „indirekten“ Dialog, jener Sorte Kommunikation, die nächstmöglich am Schweigen siedelt. Richtig nervös seien die Produzenten geworden, als sie das Drehbuch gelesen hatten. Wie man mit dem bisschen Reden denn einen abendfüllenden Spielfilm ... und so weiter.

Das schöne Plaudern des alten Herrn, der sich an eine Arbeit aus seinen mittleren Dreißigern erinnert, findet sich im DVD-Bonusmaterial zu Jacques Derays legendärem Erotikthriller „La piscine“ von 1968. Alain Delon und Romy Schneider, ein paar Jahre zuvor ein Glamour-Paar im echten Leben, spielten da erstmals wieder gemeinsam und noch dazu ein Paar – weshalb sich die Weltklatschpresse zwar durchaus für die freizügigen Pool-Szenen nahe St. Tropez, viel mehr aber für das mögliche Wiederauflammen realer Leidenschaft interessierte. Coole, feine Ferienvillenbewohner verkörperten die bei-

den – und zur geschlossenen Gesellschaft kamen, als Vater und Tochter, Maurice Ronet und eine unwiderstehliche Jane Birkin hinzu: Störenfriede einer Sommerzweisamkeit, Provokateure durch Erfolg (er) und Jugend (sie), da genügten dialogisch ein paar Zeilen hier, ein paar dort. Und sonst Blicke, Stille, die Kamera auf der Reise zwischen den sich beäugenden Leuten her und hin. „Jacques Deray war mir dankbar“, erinnert sich Carrière mit sanftem Sinn fürs sibyllische Kompliment, „denn bei so wenig Dialog war seine Fantasie extrem gefordert.“

Nun gibt es, fast 50 Jahre später, Luca Guadagninos „A Bigger Splash“, und natürlich muss dieses „Platsch!“ heute größer, spektakulärer und offenbar auch deutlich dialogreicher sein. Dabei will der italienische Regisseur seinen Film, der im Wesentlichen vier Personen in einer Villa mit Pool allerdings nicht an der Côte, sondern auf der süditalienischen Insel Pantelleria versammelt, ganz und gar nicht als „Piscine“-Remake verstanden wissen, auch wenn er Kernelemente der Story übernimmt. Und hat schon deshalb seinen Schauspielern – Tilda Swinton und Matthias Schoenaerts als eigentlich harmonischem Gastgeberpaar und Ralph Fiennes sowie Dakota „Shades of Grey“ Johnson als den sexy Troubleshootern – nahegelegt, sich den Referenzfilm gar nicht erst anzusehen.

Dennoch: Der unmittelbare Vergleich lohnt. Und er fällt – bei allen Schwächen des Dery-Films, der vor allem unter dem parfümiert-preziösen Spiel von Romy Schneider litt – nicht gerade zugunsten



Die Gastgeber, damals: Romy Schneider und Alain Delon. Fotos: Studiocanal/Imago

des plakativeren Platschers aus. Erstens wird sehr viel geredet (wobei das hochtourige Plappern und Posen von Fiennes zumindest anfangs ein Genuss ist), und zweitens eher lieblos gespielt. Schoenaerts wirkt als metrosexueller Wiedergänger Delons zeitgemäß zurückhaltend maskulin. Tilda Swinton flüstert und krächzt sich als berufsbedingt lädierte Rocksängerin mit einer vom Drehbuch beglaubigten Stimmbandentzündung durchs Geschehen. Und Dakota Johnson ist, verglichen mit Jane Birkin auch in einer sehr frühen Rolle, von geradezu markerschütternder Niedlichkeit.

Im Kern passiert nicht viel mehr als in „La piscine“: Der Eindringling, erfolgrei-

cher Musikproduzent und schon angejahrter Verflössener der Gastgeberin, demütigt ziemlich unschuldig seinen beruflichen Nachfolger in Liebesangelegenheiten, und als Rache des kleineren Mannes bleibt da nur die Möglichkeit einer Affäre mit dem jungen Tochterding des Rivalen. Eine gewisse Spannung steigt, dahintrudelnd und angefacht durch Alkohol („La piscine“) und überwiegend Drogen („A Bigger Splash“), und plötzlich treibt ein Toter im Pool. Die Sache ließe sich fraglos aufklären, zumal mit polizeilicher Hilfe; genauso gut aber, ein bisschen kommunikative Disziplin und mindestens so viel unauffälligen Schulterchluss der irgendwie Verdächtigen vorausgesetzt, lässt sie sich auch hintertreiben.

Irgendwas aber macht, dass „A Bigger Splash“ bald ziemlich laut und lang und hässlich wirkt. Überflüssige Nebenfiguren, anlauflos auftauchend und verlustfrei wieder weg. Ein immerhin relevanter Kernkonflikt namens Männerkonkurrenz, der allerdings zeitweise völlig unbeachtet vor sich hin fermentiert. Sehr breit und recht träge über die Ufer tretend auch die Ermittlungen (die Polizei von Pantelleria hat mehr mit ertrunkenen Flüchtlingen als mit Luxustoten in Lotterpools zu tun). Und strohdof und eitel, anders als der skeptische Inspecteur Lévéque in „La piscine“, sind die Carabinieri auch noch.

Oder stören vor allem die auf der Stelle tretenden Dialoge? Ach, hätte Jean-Claude Carrière sein Bonmot über den Spaß an der Stille doch bloß nicht gesagt; in sparsamen Worten, versteht sich.

Akademie hat neuen Archivdirektor

Werner Heegewaldt wird neuer Direktor des Archivs der Akademie der Künste. Das beschloss der Senat der Künstlervereinigung einstimmig auf seiner Sitzung am 28. April, wie die Akademie am Montag in Berlin mitteilte. Damit hat sich die Akademie bei der Neubesetzung des Postens für eine interne Lösung entschieden. Der Archivar und Historiker ist dem Archiv schon lange verbunden, seit 2013 war er stellvertretender und seit vergangener Herbst kommissarischer Direktor.

Die Interimslösung wurde notwendig, nachdem die Archivdirektorin Birgit Jooss, die ihr Amt erst im 1. April 2015 vom jahrzehntelangen Direktor Wolfgang Trautwein übernommen hatte, zum Ende ihrer Probezeit am 1. Oktober entlassen worden war. Eine überraschende Personalentscheidung der seit dem 30. Mai 2015 amtierenden Akademie-Präsidentin Jeanine Meerapfel, die Protestschreiben von Akademiemitgliedern, interne kontroverse Diskussionen und ein negatives Medienecho nach sich zog. Die Kunsthistorikerin und Archivarin Jooss, die zuvor acht Jahre lang das Deutsche Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg leitete, war eigens von einer Findungskommission unter der Leitung des vorherigen Akademie-Präsidenten Klaus Staack für den renommierten Posten ausgewählt worden.

Das Archiv der 300 Jahre alten Akademie der Künste gilt als das wichtigste interdisziplinäre moderne Archiv im deutschen Sprachraum. Die Bestände an mehreren Standorten in Berlin umfassen 1200 Künstlerarchive, darunter die von Bertolt Brecht, Romy Schneider, Walter Benjamin, Christa Wolf, Heiner Müller und Christoph Schlingensief, sowie eine Spezialbibliothek von 550 000 Bänden und eine Kunstsammlung, die rund 75 000 Objekte umfasst. gba

Idyllisch

Berliner Bach Akademie: Jubiläum mit Händel

An Barockmusik scheiden sich die Geister. Die einen finden ihre Schwere und Klarheit eintönig, die anderen begeistert ihre klangliche Vielfalt. Doch egal wie die persönliche Einstellung ist: Es ist einfach eine Freude, der Berliner Bach Akademie, die in diesem Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feiert, zuzuschauen. Das aufmerksame Mitwippen der Musiker und Sänger, die gestisch aufwendigen und freudigen Dirigierbewegungen von Heribert Breuer stecken an und machen Lust auf mehr.

Die Bach Akademie wurde 1991 von Breuer gegründet, der das Ensemble bis heute mit seinem übersprühenden Enthusiasmus leitet. Das Repertoire umfasst Oratorien und a-cappella-Werke von Monteverdi, Vivaldi, Brahms und – wie sollte es anders sein – Bach. Doch auch Bearbeitungen von Breuer werden regelmäßig von Chor und Orchester auf die Bühne gebracht.

Im Kammermusiksaal der Philharmonie beweisen sie mit Händel ihr Können. Das Oratorium „Acis und Galatea“ ist eine Vertonung aus Ovids Metamorphosen, mit englischen Texten von John Gay, und wurde einst als Maskenspiel für einen britischen Earl geschrieben. Die pastorale Erzählung glänzt mit allerlei bewegten Läufen und instrumentalen Vogelstimmen und zeichnet ein Klangbild von der unberührten Natur, in der die Geschichte von zwei Liebenden ihren Lauf nimmt. Chor und Orchester spielen dieses friedliche Schäferstück mit klanglicher Präzision und schwelgender Ruhe. Der Frieden in der Idylle wird schließlich in Form des Riesens Polypheme gestört. Hier brilliert Tobias Haage in der Bass-Partie mit einem warmen und wuchtigen Klang und einem theatralischen Auftreten, das dem zuweilen etwas zähen Abend neuen Schwung verleiht. Der Chor und das Orchester hingegen zeigen vor allem ihr Bewusstsein für dynamische Nuancen.

Auch in der Aufführungspraxis imitiert die Bach Akademie barocke Traditionen: Die beiden Teile des Händel'schen Schäferstücks werden nämlich von Händels g-moll Orgelkonzert unterbrochen, in einer Bearbeitung von Heribert Breuer für Flöte, Oboe und Fagott. Im 18. Jahrhundert mag das üblich gewesen sein, heute wirkt die Entscheidung dramaturgisch eher fragwürdig.

Und was geschieht im restlichen Jubiläumsjahr? Bach, natürlich! Im September wird im Konzerthaus die Messe in h-moll zu hören sein, im Dezember erklingt im Großen Saal der Philharmonie das Weihnachtsoratorium. LISA-MARIA RÖHLING

Hauptsache deutsch

Was im Grundsatzprogramm der Alternative für Deutschland über Kultur und die Medien steht

Der Satz mit den Orchestern ist drau-ßen. Im AfD-Wahlprogramm für Sachsen-Anhalt sollten Museen, Orchester und Theater verpflichtet werden, einen „positiven Bezug zur eigenen Heimat“ zu fördern. Neben den internationalen Klassikern sollten die Landesbühnen stets auch deutsche Klassiker spielen und „sie so inszenieren, dass sie zur Identifikation mit unserem Land anregen“.

Eine Politik, die mit Regie führt: Davon ist im nun verabschiedeten Grundsatzprogramm in Punkt 7 „Kultur, Sprache und Identität“ nicht mehr die Rede. Den Parteinfluss auf das Kulturleben will man zurückdrängen – um sich jedoch gleich zu widersprechen. Die Richtung vorgeben will die AfD schon. Etwa bei der Erinnerungskultur – weniger Nationalsozialismus, mehr „positive, identitätsstiftende Aspekte“ – oder bei der Sprachpflege: bloß nicht so viel Englisch und nicht mehr „gender“: Das Bildungsprogramm fordert einen Stopp für sämtliche Genderstudien.

AFD-Kulturpolitik versteht sich vor allem als Museumswärterin: Das „große Kulturerbe“ deutscher Schriftsteller, Philosophen, Musiker, Künstler, Architekten, Designer und Filmemacher soll be-

wahrt und weiterentwickelt werden. Wie schon in den Wahlprogrammen von Sachsen-Anhalt und Baden-Württemberg bekennet man sich zur deutschen Leitkultur, gespeist aus den Quellen Christentum, wissenschaftlich-humanistische Tradition, römisches Recht. Passend zum Leitsatz „Der Islam gehört nicht zu Deutschland“ wird die „Ideologie des Multikulturalismus“ zurückgewiesen, sei „geschichtsblind“ und eine „ernste Bedrohung“.

Geschichtsblind? Das Abendland sähe armselig aus, wäre es eine Monokultur. Kunst kommt von Mischung: Was wäre der urdeutsche Goethe ohne seinen „West-östlichen Divan“.

Der bedenklteste Satz im Programm: „Wir halten ein gewisses Minimum an staatlichen Kultursubventionen für unumgänglich“. Ist die Kulturförderung also eigentlich zum Abschluss freigegeben? Soll der Markt die Kunst regeln, und die Kulturerbepflege auch? CHRISTIANE PEITZ



Kein Multikulti? Selbst Goethe liebte die Fremde.

ANZEIGE

ROOTS CIRCUS STORIES

CHAMALEON

SHOWTICKETS: 030 4000-390 WWW.CHAMALEONBERLIN.COM

NACHRICHTEN

Thomas-Mann-Preis für Jenny Erpenbeck

Die Berliner Schriftstellerin Jenny Erpenbeck, 49, erhält den mit 25 000 Euro dotierten Thomas-Mann-Preis. Seit ihrem von der Literaturkritik gefeierten Debüt „Geschichte vom alten Kind“ (1999) habe Erpenbeck viele Romane, Erzählungen, Essays und Dramen publiziert, die sich der prekären politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts stellen, teilte die Hansestadt Lübeck am Montag mit. dpa

Deutsches Filminstitut erhält Nachlass von Maximilian Schell

Das Deutsche Filminstitut (DFI) in Frankfurt erhält den künstlerischen Nachlass des Schauspielers und Regisseurs Maximilian Schell. Die Text- und Drehbücher, Fotografien und Aufzeichnungen sollen ab 2018 in einer Ausstellung gezeigt werden, wie das DFI mitteilte. Der Oscar-Preisträger war 2014 im Alter von 83 Jahren gestorben. dpa